

Joachim Stiller

Franz Rosenzweig:
Leben und Werk

Materialien zu Leben und Werk von
Franz Rosenzweig



Alle Rechte vorbehalten

Franz Rosenzweig

Ich gebe hier das entsprechende Kapitel aus dem Werk (Philosophie des 20. Jahrhunderts) von Ehlen, Haeffner und Ricken wieder:

„Am 25.12..1886 einer weitgehend assimilierten, wohlhabenden jüdischen Familie in Kassel entsprossen, studierte Rosenzweig (nach einem medizinischen Intermezzo) Geschichte und Philosophie, vor allem bei Friedrich Meinecke, der zum südwestdeutschen Neukantianismus gerechnet wird. Er zeichnete sich durch Forschungen im Bereich des Deutschen Idealismus aus. Er edierte ein Manuskript von der Hand Hegels, das er in dessen Nachlass in der kgl. Bibliothek in Berlin gefunden hatte; er schätzte es als das „Älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus“ ein und vermutete Schelling als dessen Verfasser. Seine Doktorarbeit (1909-1914) galt dem Werden der Hegelschen Rechts- und Staatsphilosophie. Sie erschien erst 1920, nach dem Krieg und einer Revolution, für die Rosenzweig wenig Sympathie hatte, unter dem Titel „Hegel und der Staat“. Einen größeren Einfluss als seine Lehrer übten auf Rosenzweig seine Freunde aus, die selbst bedeutende Gelehrte wurden: seine Cousins Rudolf Ehrenberg, Hans Ehrenberg und vor allem sein engster Freund, Eugen Rosenstock („Angewandte Seelenkunde“, 1924). Sie hatten aus Überzeugung den Schritt vom Judentum zum Christentum getan und drängten auch Rosenzweig, sich taufen zu lassen. Dieser erklärte sich in einem intensiven Gespräch in der Nacht des 07.07.1913 dazu bereit, wollte dies aber „als Jude“ tun und begann sich aus diesem Grund intensiver mit seinem eigenen Judentum zu beschäftigen. Dadurch kam er jedoch zwei Monate später in Berlin zum Entschluss, einfach Jude zu bleiben; als Glied des auserwählten Volkes brauche er die Vermittlung Christi zu Gott nicht. Eine Stütze in diesem Entschluss war ihm die Bekanntschaft mit Hermann Cohen, dem Schulhaupt des Marburger Neukantianismus, der nach seiner Emeritierung an der neugegründeten „Hochschule für die Wissenschaft des Judentums“ tätig war und daran arbeitete, sein System mit dem Buch „Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums“ abzuschleifen. Rosenzweig stilisierte diesen Schritt Cohens (unzutreffend) als eine Abschied vom Idealismus und eine Rückkehr zum Judentum. In der Folgezeit beschäftigte ihn, den am Idealismus Hegels und der Dichtung Goethes Gebildeten, die Frage, wie Offenbarung und wie überhaupt geschichtliche Individualität gedacht werden könne. Aus diesen Überlegungen ging sein Hauptwerk hervor, „Der Stern der Erlösung“ (auf Feldpostkarten im Herbst und Winter 1917 an der makedonischen Front skizziert, vom August 1918 bis Februar 1920 wie im Rausch geschrieben, 1921 veröffentlicht). Die Briefe an seine Freunde und an seine Geliebte Margrit (genannt „Gritli“), die Frau seines Freundes Rosenstock, die Rosenzweig in dieser Zeit geschrieben hat, sind der beste Kommentar zu seinem „Stern“. Besonders zu nennen ist ein Brief an Rudolf Ehrenberg vom November 1917, der als „Urzelle“ des „Stern“ bezeichnet wird (GS III, 125ff.), und der nachträglich (1925) geschriebene Aufsatz „Das neue Denken“ (GS III, 139ff.).

Den „Stern der Erlösung“ präsentiert Rosenzweig als dreiteiliges „System der Philosophie“, allerdings eines, das zentrale Motive der hebräischen Bibel erinnernd aufgreift, im Gegenentwurf gegen die vom Identitätsgedanken beherrschten Systeme des Idealismus. Gegen diesen unternimmt Rosenzweig im *ersten* Teil des „Stern“ die philosophische Rechtfertigung des gesunden Menschenverstandes, der das, was in individueller Gestalt erscheint, auch als solches nimmt, während die Philosophie „von Jonien bis Jena“ immer wieder der Versuchung zum Monismus nachgibt und die Erscheinungen auf das zurückführt, was nicht erscheint (beim Jonier Thales das Wasser, beim Jenaer Hegel der Geist – beide Male eine Ganzheit, die die Differenz in sich aufgehen lässt). Insbesondere geht es Rosenzweig um die wechselseitige Unrückführbarkeit der Welt, des Menschen und Gottes, deren zueinander differentes Sein als un-vor-denkliche letzte Ur-Sache aller Erfahrung und

aller ontologischen Konstruktion zugrundezulegen ist. Daher versteht man die negative Funktion und den Titel des ersten Teils des „Stern“: „Die Elemente oder Die immerwährende Vorwelt“. Das jeweilige Wesen der drei Ur-Sachen fasst Rosenzweig in elementare, minimale Begriffe: Was immer Gott sein mag, so gehört zu ihm sicher eine „ruhig dahinfließendes“ Wesen, aber auch die „aufschießende“ Tat schrankenloser, selbstbezüglicher Freiheit. Was immer die Welt sein mag, so gehört zu ihrem Begriff das vielfach gestaltete, gedanklich durchdringbare aber nicht selbst gedankenartige Sein. Was immer der Mensch sonst noch sein mag, so gehört zu ihm sicher Freiheit und charakterliche Eigenart. Die Irreduzibilität dieser drei diskreten Größen Gott – Welt – Mensch legt sich aus der Beobachtung nahe, dass die monistischen Konstruktionen jeweils eine von ihnen als Bezugspunkt deklarieren: sei es als Pantheismus, oder als Kosmismus (Naturalismus, Materialismus) oder als Panhumanismus (in der Reflexionsphilosophie). Sie ist für Rosenzweig auch festmachbar an der Erfahrung, dass sich das denkende Individuum nicht in die gedachte Totalität aufheben kann: Seine Todesfurcht, die durch die versuchte Selbsteinbergung ins universelle System überwunden werden sollte, bleibt hartnäckig bestehen – und ebenso die (vom System der Wahrheit her sinnwidrige) Möglichkeit, sich mit anderen über die praktische Bedeutung des Systems zu unterhalten. „Ich ganz gemeines Privatsubjekt, Ich Vor- und Zuname, Ich Staub und Asche, Ich bin noch da“ (GS II, 127) – auch nachdem die Vermittlung des absoluten Gedankens mit sich selbst zu Ende gekommen ist. Damit zeigt sich die Grenze der idealistischen Entwürfe, aber auch die Möglichkeit, sich mit Hegels Selbstverständnis, er repräsentierte das Ende der Philosophie, einverstanden zu erklären: nach dem Ende der Philosophie der Identität soll nun die der Differenz kommen, und das heißt: die Philosophie individuell existierender Philosophen und damit der unableitbaren Erfahrung und der offenen Zeit.

Schade, dass Franz Rosenzweig nicht den Zugang zu Spinoza gefunden und sich an ihn angelehnt hat. Spinoza war ja auch Jude. Das wäre sicherlich sehr fruchtbar gewesen. Ich verstehe Spinoza allerdings nicht als Pantheisten, was von Rosenzweig ja abgelehnt wird, sondern als Panentheisten.

Denn ähnlich wie Heidegger denkt Rosenzweig das wirkliche Sein als Zeitlichkeit, als Geschehen zwischen den elementaren Ur-Sachen. Dieses ist das Thema des *zweiten* Teils des „Stern“ mit dem Titel „Die Bahn, oder Die allzeiternerneuete Welt“. Er gliedert sich in drei Bücher, die biblische Namen tragen: Schöpfung, Offenbarung und Erlösung. – Der konkrete Name dafür, dass jedes Denken und Handeln sich sozusagen immer als sein bleibendes Perfekt das differente Sein von Welt und Mensch voraussetzen muss und darf, ist „Schöpfung“. Der Schöpfungsgedanke gibt den Grund dieses Unterschieds an und sichert das Denken so gegen die Versuchungen, das eine im anderen aufgehen zu lassen: entweder den Menschen in der Welt oder die Welt im Menschen. In diesem Licht analysiert Rosenzweig insbesondere sehr kritisch den Idealismus der Transzendentalphilosophie, der mit seiner Forderung, nur solche Gegenstände als solche gelten zu lassen, die durchsichtig „erzeugt“ werden können, dem realen Sein der Dinge niemals gerecht werden können. Zur Schöpfung gehört auch die seit jeher überkommene Menschensprache als das Medium, indem das Vorgefundene zu Wort kommt: zuerst im wertenden Adjektiv („gut!“), dann in hinweisenden Worten wie „das da“, das dann zum „Ding“ wird, mit dem das und das, in Zeitwörtern ausgedrückt, geschieht. Der Idealismus verwarf die gewachsene Sprache; aber im selben Augenblick „vergötterte er die Kunst“ (GS II, 165). Sie, die (auch) aus unbewussten Gründen lebt, soll die Einseitigkeit seines Rationalismus heilen: das Kunstwerk, „gewirkt und doch pflanzenhaft gewachsen“ (162). Hier glaubte man die „Wirklichkeit des Alls“, das „Absolute“, „in sicherer Gestalt zu erblicken“. Immer wieder greift Rosenzweig im „Stern“ das Thema der Kunst auf, als ein zentrales Paradigma des neuzeitlichen Denkens, hier als Ersatz des Schöpfungsgedankens.

Dieser aber benennt nur die „Vergangenheitsdimensionen“ der Wirklichkeit, wie wir sie erleben, - das, was immer schon geschehen sein muss, damit diese überhaupt sein kann, was sie ist. Vergangenheit ist aber noch nicht Gegenwart. Dieser ist das „Mittelstück dieser ganzen Schrift“ (II, 194) gewidmet, das unter dem Stichwort „Offenbarung“ steht. Sie ist das Geschehen zwischen Gott und dem einzelnen Menschen. Gott zeigt sich als Liebender, je neu, je einzelnen Menschen und Völkern. Dadurch wird der Mensch in seiner Individualität als geliebter angesprochen. Darin wird wohlthuend bestätigt, was er schon ist. Denn das Menschenwesen hat „nicht mehr seinen Ort in der Welt, seinen Augenblick im Geschehen, sondern es trägt sein Hier und Jetzt mit sich herum; wo es ist, ist ein Mittelpunkt, und wo es den Mund öffnet, ist ein Anfang“ (II, 208), - was es in der Welt der bloßen Dinge nirgendwo gibt. Ausgedrückt ist diese Individualität, die die Gattung hinter sich lässt, im „Du“ oder im Eigennamen, der im Imperativ gerufen wird, und dann auch im „Ich“. Jede Berufung auf unpersönliche Lebensmaßstäbe wie den „der“ Geschichte, die urteilt und Unterwerfung fordert, fällt damit weg. Der Mensch kommt zu sich, indem er den Ruf Gottes hört, der „sagt“: ich liebe dich, liebe auch mich! Das ist der „Inhalt“ der Offenbarung. Deswegen ist für Rosenzweig das „Lied der Lieder“ die Schrift der Bibel, in der sich die Offenbarung am besten ausdrückt. – Die Offenbarung impliziert unmittelbar die Befreiung der Liebeskraft des Einzelnen für den anderen neben ihm; sie ermöglicht und gebietet es, den anderen in seiner Anderheit überhaupt wahrzunehmen und zu wollen; dadurch wird das „Reich Gottes“ ausgebreitet. So steht das dritte Buch unter der Forderung der Zukunft, und unter dem Titel der Erlösung. Es ist ja der Mensch, der befähigt ist, die Welt zu zerstören oder kraft seines Geliebtseins zu vollenden. Seine Kraftquelle wird erneuert durch das Gebet. „Das Gebet stiftet die menschliche Weltordnung“ (II, 298). Und das gemeinsame Gebet ist auch schon der Ausdruck für das Dasein der Ewigkeit in der Zeit, für deren Kommen zugleich gebetet wird. Das allgemein Menschliche hat sein Dasein in geschichtlicher Differenzierung: als das ohne Offenbarung lebende, die humane Immanenz vervollkommnende Heidentum, als die vorweggenommene Ewigkeitsgestalt des Judentums und als die missionarische Übergangsgestalt des Christentums. Während der II. Teil des „Stern“ Überzeugungen ins Wort brachte, die Juden und Christen gemeinsam sind und beide vom Islam und den östlichen Religionen absetzen, behandelt nun der *dritte* Teil das Verhältnis von Juden und Christen als unterschiedener Glaubensgemeinschaften. Hier antwortet Rosenzweig als Jude seinen christlichen Freunden. Er zeigt die bleibende Verschiedenheit und zugleich Komplementarität von Juden und Christen am Kalender ihrer jeweiligen Feste auf. In der Geschichte kann und soll diese Differenz nicht aufgehoben werden; das bleibt das Privileg der Ewigkeit selbst. Die Juden brauchen Christus nicht für sich, denn sie sind schon immer beim ewigen Vater. Sie brauchen ihn und das Christentum aber, um ihrer an sich universalen Botschaft eine universale Wirkung über die partikulären Grenzen ihres ersten Adressaten hinaus zu verschaffen. Das kann das Judentum nicht, das soll die Kirche tun. Der Christ ist folglich immer ein getaufter Heide, ein adoptierter Sohn. So versucht Rosenzweig, den Streit zwischen Juden und Christen zu schlichten, jedenfalls dem Christentum offener entgegenzukommen, als dies bis dahin den meisten Juden möglich war.

1920 heiratete Rosenzweig ohne seine Liebe zu Margrit Rosenstock-Hüßy, die Christin war, aufzugeben, eine jüdische Frau, um einen jüdischen Haushalt mit Nachkommen zu haben. Man zog von Kassel nach Frankfurt am Main, wo viele Juden lebten. Nach dem Erscheinen des „Stern“ widmete sich Rosenzweig dem dort von ihm gegründeten Freien Jüdischen Lehrhaus und der Übersetzungsarbeit (Die Bibel, zusammen mit Buber; und die Hymnen des mittelalterlichen Dichters Jehuda Halevi). Eine rapide fortschreitende Lateralsklerose versagte ihm den Gebrauch von Stimme und Hand. Mit Hilfe seiner Frau und einer speziell konstruierten Maschine konnte er sich jedoch noch irgendwie ausdrücken, zuletzt allerdings nur noch mit den Augenliedern. Sein Haus blieb dennoch ein Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit bis zu seinem frühen Tode am 10.12.1929.“ (Ehlen, Haeffner, Ricken)

Ende

[Zurück zur Startseite](#)